

Feuilleton

„Hier wird Ungleichheit verstärkt“

Die Regisseurinnen Annelie Boros und Vera Drude kritisieren den Arte-Wettbewerb „Regisseurin gesucht“ als sexistisch

Arte hat im Oktober 2020 den Kurzdokumentarfilmwettbewerb „Regisseurin gesucht“ gestartet. Darin werden deutsche und französische Frauen aufgefordert, Dokumentarfilme zum Thema „Unbeschreiblich weiblich“ einzureichen. Die besten zehn Kurzdokumentarfilme werden auf Arte ausgestrahlt und in der Mediathek arte.tv gezeigt. Der Gewinnerin wird ein Entwicklungsvertrag für ein 52-minütiges Dokumentarfilmprojekt mit Arte angeboten. Die Jury will die zehn Gewinnerfilme im Mai 2021 kürten. Wenige Tage nach Bekanntgabe des Wettbewerbs regte sich Protest unter Filmemacherinnen. Es hieß, die Teilnehmerinnen würden finanziell nicht ausreichend entschädigt. Der Wettbewerb sei ausbeuterisch. Wir sprechen über das Thema mit den Regisseurinnen Annelie Boros und Vera Drude, die den Protestaufruf unterstützen. Sie haben die Aktion #wirwareimmerda mit initiiert und eine Website gelauncht.

Liebe Frau Drude, liebe Frau Boros, der deutsch-französische Fernsehsender Arte hat einen Kurzdokumentarfilmwettbewerb ausgerufen mit dem Titel „Regisseurin gesucht“. Die Idee des Wettbewerbs ist, mehr Frauen ins Dokumentargeschäft zu bringen. Das klingt doch erst einmal nach einer guten Idee, oder?

ANNELIE BOROS: Die Ausschreibung erweckt den Eindruck, Regisseurinnen seien eine rare Spezies. Das ist aber nicht so. Frauen studieren seit fünfzig Jahren an deutschen Filmhochschulen und die Hälfte der Absolventinnen und Absolventen sind heute Frauen. Doch sie bekommen nach wie vor viel weniger Regieaufträge als ihre männlichen Kollegen. Das liegt an strukturellen Ungerechtigkeiten, die dieser Wettbewerb nicht ändern wird.

Sie haben nun mit anderen Regisseurinnen aus ganz Deutschland eine Protestaktion gestartet. Was kritisieren Sie genau? Worum geht es?

BOROS: Wir kritisieren, dass Arte uns umsonst Filme produzieren lässt, was an sich schon Ausbeutung unserer Ressourcen bedeutet. Und dann nutzt der Sender das auch noch als öffentlichkeitswirksame Kampagne für sich. Das nennt man übrigens „Pink-Washing“ (eine Form des moralischen Reinwaschens, Anm. d. Red.). Das heißt: Hier wird ein frauenfreundlicher Anstrich betrieben, aber es steckt keine strukturelle Lösung dahinter.

VERA DRUDE: Das Motto, das Arte aufruft, lautet: „Unbeschreiblich weiblich“. Wir werden also hart reduziert auf unser Frau-Sein. „Unbeschreiblich weiblich“ bezieht sich auf einen Song von Nina Hagen aus dem Jahr 1979. Darin singt sie in ihrer rotzigen Art, dass



Das Aktionsbündnis #wirwareimmerda hat ein Video produziert, in dem die Kritik an Arte zum Ausdruck kommt.

AKTIONSBÜNDNIS #WIRWAREIMMERDA

es nicht ihre Pflicht als Frau sei, ein Kind zu bekommen. Das mag 1979 progressiv gewesen sein. Heute sagen wir: „Wir können über mehr reden als nur übers Kinderkriegen – oder Nichtkriegen.“

Wie war die Reaktion der Arte-Programmleitung auf Ihren Protest?

DRUDE: Wir haben auf unsere Aktion bisher keine Antwort von Arte erhalten. Am vergangenen Donnerstag haben die Regisseurinnen Pary El-Qalili und Biene Pilavci allerdings einen offenen Brief an Arte publiziert. 600 Menschen haben innerhalb weniger Tage unterzeichnet. Daraufhin hat Arte eine Pressemitteilung veröffentlicht, in der der Sender angibt, die Ausschreibung sei missverstanden worden. Lediglich einen Aspekt haben sie geändert: Man bzw. frau darf nun bereits produzierte Filme, die thematisch passen, einreichen und muss nicht neu drehen. Dass die Ausschreibung ein grundsätzliches Problem hat, nämlich dass sie strukturelle Ungleichheit verstärkt, statt sie zu beheben – das hat bei Arte bisher niemand erkannt.

Sie spielen darauf an, dass Frauen durch die Ausschreibung exotisiert und als Sonderwesen präsentiert werden. Hätten Sie das Projekt nicht kritisiert, wenn die Filme nur begutachtet und nicht im Programm gezeigt würden? Das wäre dann ja

nicht ausbeuterisch. Bei anderen Wettbewerben gehen viele Einsendungen ebenfalls leer aus und bekommen weder Preis noch Geld.

BOROS: Die Filme nicht zu zeigen, wäre ja noch ausbeuterischer! (lacht) Aber mal im Ernst: Wenn Arte unsere Filme im Programm zeigt, wird unsere Arbeit immerhin gesehen. Um nicht missverstanden zu

minütigen Sendeplatz im Abendprogramm zu entwickeln. Und das ist noch lange kein Regievertrag!

Sie finden das unfair?

DRUDE: Das ist nicht unfair, es ist unsinnig. Eine Regisseurin mehr löst kein strukturelles Problem. Das wäre so, als würde man einen Architekturwettbewerb ausschrei-

schäft aus? Gibt es Unterschiede zwischen Dokumentar- und Spielfilmbusiness?

DRUDE: Nur so viel: Beim Spielfilm ist die Schieflage noch extremer. BOROS: Laut dem Diversitätsbericht des Bundesverbands für Regie von 2018 bekommen männliche Regisseure für Kinofilme 91,1% der Fördermittel und nur jeder fünfte Film wird von einer Frau inszeniert. Beim Dokumentarfilm sieht es für Frauen ein wenig besser aus. Aber ihr Anteil an Fördergeldern stagniert seit Jahren bei 30 Prozent.

Was sagen Sie zu einer Frauenquote? Wäre das eine Lösung? Immerhin gibt es schon bei vielen öffentlich-rechtlichen Fernsehproduktionen eine Diversitätspflicht.

BOROS: Quotengegnerinnen und Gegner sagen häufig, dass sie nicht wollen, dass Frauen nur wegen ihres Geschlechts eingestellt werden. Dazu muss man aber sagen, dass das Jahrhundert für Männer genau so war – dass sie eben aufgrund ihres Geschlechts bestimmte Positionen innehatten. Ich halte die Quote für ein wichtiges Mittel zur Umsetzung von Gleichberechtigung. Die talentierten Regisseurinnen sind ja da, erhalten aber keinen Zugang.

DRUDE: Wer will schon ausgewählt werden wegen einer Quote? Das ist ja sozusagen positive Diskriminierung. Die Realität und die Stu-

dien zeigen aber, dass die Strukturen sich nicht von selbst ändern. Deswegen braucht es erst einmal eine Quote, um Veränderungen anzustoßen. So etwas wie eine Diversitätspflicht gibt es nicht. Die ARD hat gerade aktuell zur Themenwoche einen ersten Nachhaltigkeitsbericht veröffentlicht. Darin nimmt sich die Senderfamilie vor, Transparenz über die Besetzung von Redaktionen und Gremien zu schaffen, aber verpflichtet sich zu – nichts.

BOROS: Arte spricht sich für eine Selbstverpflichtung zur Gendergerechtigkeit aus. Seit Oktober 2020 sitzt aber beispielsweise keine einzige Frau mehr im Arte-Vorstand und in der zwölfköpfigen Mitgliederversammlung. Da sieht man, dass die Selbstverpflichtung keine Veränderung schafft.

Wie sieht der Berufseinstieg von Frauen im Film- und Fernsehgeschäft aus? Der Film ist ein umkämpftes Terrain. Ist es nicht für Männer genauso schwer?

BOROS: Ja, die Filmbranche ist wahnsinnig umkämpft, es kommen sehr viele Studierende von den Filmhochschulen und wollen ein Stück vom Kuchen. Für alle ist es schwierig, noch mehr übrigens für Quereinsteigerinnen. Wie oben schon erwähnt, sind die Hälfte der Absolventinnen und Absolventen von Filmhochschulen Frauen, aber sie bekommen viel weniger Fördermittel. Also: Nein, es ist nicht genauso schwer für Männer wie für Frauen.

Was denken Sie, warum sind so wenige Frauen in der Film- und Fernsehbranche vertreten?

BOROS: Es gibt ein interessantes Phänomen, dass das erklärt: Es nennt sich homosoziale Reproduktion. Menschen unterstützen eher diejenigen, die ihnen ähnlich sind. Das heißt, weiße Männer fördern eher weiße Männer. Diese Debatte müsste übrigens über die Geschlechtergerechtigkeit hinaus gehen. Die Entscheidungsträger beim Fernsehen sind meistens weiße Cis-Männer. People of Color und queere Menschen haben es dementsprechend ebenso schwerer, Zugang zu Ressourcen zu bekommen.

DRUDE: Es braucht mehr Transparenz, damit das geschlossene System öffentlich-rechtlicher Rundfunkanstalten durchlässiger wird und Frauen, aber auch non-binäre Menschen und People of Colour Teilhabe und Sendezeit bekommen. Öffentlich-rechtliche Sender und die Filmförderung vergeben Steuergelder. Es muss transparent und gerecht sein, wer zu diesen Geldern Zugang bekommt.

BOROS: Unsere Kritik richtet sich zwar gerade an Arte, aber unsere Botschaft geht an alle Sender und Förderer: der kulturelle und strukturelle Wandel ist überfällig.

Das Gespräch führte Tomasz Kurianowicz.

ZU DEN GESPRÄCHSPARTNERINNEN

Annelie Boros, geboren 1991 in München, hat an der HFF München studiert und arbeitet als Regisseurin, Autorin und Editorin. Sie führte Regie bei zahlreichen Filmen und wurde dafür unter anderem mit dem Starter Filmpreis der Stadt München ausgezeichnet.

Vera Drude, geboren 1981 in Nordhessen, hat Journalistik und Dokumentarfilm studiert und arbeitet heute als Autorin und Regisseurin. Sie führte Regie bei zahlreichen Kurzfilmen und dem abendfüllenden Dokumentarfilm „liebe viele“.

werden – Arte soll bitte ganz viele Filme von Regisseurinnen zeigen! Das Problem ist eher, dass wir alles auf eigene Kosten machen müssen. Selbst bei einer Ausstrahlung der Filme zahlt Arte nur eine Lizenzsumme. Unserer Erfahrung nach decken diese Zahlungen noch nicht einmal die Produktionskosten. Ganz zu schweigen von einer Gage.

DRUDE: Nur eine Regisseurin soll am Ende die Möglichkeit bekommen, einen Film für einen 52-

ben und den Architekturbüros sagen: „Baut uns mal Hütten.“ Das Büro, das die schönste Hütte baut, darf dann den Entwurf fürs nächste Gebäude machen. Aber ob das Gebäude dann gebaut wird, ist überhaupt nicht entschieden.

BOROS: Genau! Und das Geld für die Hütte muss die Architektin erst einmal selbst aufbringen.

Wie sieht denn gerade insgesamt die Situation von Frauen im Filmge-

Könnten Museumssäle als Schulräume dienen?

Museen sind geschlossen – und Schulen wissen nicht, wie sie die nötigen Abstandsregeln ermöglichen sollen. Könnte eine Kooperation helfen?

INGEBORG RUTHE

Museen sind nicht nur Erlebnisräume. Sie sind auch Bildungseinrichtungen. Aber sie dämmern samt ihrer Museumspädagogik im Lockdown. Darum ergriff die Direktorin der Bielefelder Kunsthalle vor Tagen die Initiative. Sie bietet ihre derzeit geschlossenen Räume für den Unterricht an: „In Abstimmung mit Lehrern oder Schulleitern könnte man diese umfunktionieren und andere Formen des Unterrichts installieren“, so Christina Vegh. Die leer stehenden Räume seien sicherer als die engen, oft schlecht zu lüftenden Klassenzimmer.

Sie möchte den Schulen zurufen: „Wir sind da! Kommt in unsere Vermittlungsprogramme. Oder – wenn euch damit gedient ist – haltet euren Unterricht bei uns ab!“ Die Vermittlungsangebote seien in den letzten Jahren überall ausgebaut worden, parallel dazu aber wurden Fächer wie Musik oder Kunst in den Schulen abgebaut. „Der Wert dieser Fächer für Persönlichkeitsbildung, Integration und soziale Kompetenz wurde immer weniger beachtet“, so Vegh. In der Zeit der Krise könnten die Orte der Kultur wenigstens die Schulen unterstützen.

Die couragierte Frau bekam auf ihre in der Presse öffentlich ge-

machte ungewöhnliche Idee hin bis heute keine Antwort aus der zuständigen Politik in NRW. Die Mühlen der Bürokratie. Diese Chance aber, gesellschaftliche Prozesse neu zu denken, teilen auch die Staatlichen Museen zu Berlin. In allen Häusern sind die Räume der Museumspädagogik leer, der Aktionsraum im Hamburger Bahnhof, dessen historische Halle, das Foyer des Kulturforums, die Rotunde im Alten Museum und im Bode-Museum. Überall viel Raum, Luft, Licht.

Auch im Stadtmuseum ist eine solche Kooperation mit Berliner Schulen aus der Nachbarschaft denkbar. Die weitläufigen, klimati-

sierten Flächen sind sichere Orte. Direktor Paul Spies würde Schulen in der aktuellen Corona-Pandemie „gegebenenfalls entlasten und eventuell Museumsräume für kulturelle Bildung zur Verfügung stellen. Selbstverständlich müssten die empfohlenen Abstands- und Hygieneregeln umgesetzt werden und eine mögliche Unterstützung müsste auch personell zu bewältigen sein.“ Zudem müssten die unterschiedlichen räumlichen Möglichkeiten in den jeweiligen Museen wie z. B. Märkisches Museum oder Museumsdorf Düppel geprüft werden.

Eher skeptisch sieht Thomas Köhler, Direktor der Berlinischen

Galerie, den Vorschlag seiner Bielefelder Kollegin. Er sei für klare Lösungen: „Entweder sind die Museen offen oder geschlossen.“ Im Amt von Kultursenator Klaus Lederer, der ja bis zur Lockdown-Entscheidung von Bund und Ländern für das Offenhalten der Berliner Museen eingetreten war, zeigt man sich aufgeschlossen gegenüber der Idee, im absehbar länger als erwartet andauernden Ausnahmezustand geeignete museale Räume für die dringend nötige kulturelle Bildung zu nutzen. Doch er schränkt ein: „Auch wenn die Infektionszahlen langsamer steigen – die Gefahr ist keineswegs gebannt, an Lockerungen ist aktuell nicht zu

denken. Erst wenn die Zahlen signifikant sinken, entstehen Möglichkeiten. Dann kann es wieder kulturelle Angebote geben, und seien es zunächst die kulturelle Bildung in Museen oder Kinder- und Jugendtheatern, vielleicht im Klassenverband oder in festen Gruppen.“

Und in den Staatlichen Museen fragen sich die Museologen, die eine Kooperation mit den Schulen begrüßen würden: Hätten gewisse Jugendliche beispielsweise im der Rotunde von Schinkels Altem Museum kulturelle Bildung erlebt – hätten sie, wie vor Tagen passiert, die Granitschale des Bildhauers Cantian im Lustgarten so respektlos besprüht?